

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 5 (1915)
Heft: 42

Artikel: Der Herr Oktober
Autor: Corrodi, August
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642545>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 42 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

16. Oktober

Der Herr Oktober.

Don August Corrodi.

Der Herr Oktober
Versenkt sein Näschen
Rot wie Zinnober
Zierlich ins Gläschen.
Er schlürft behaglich
Mit vollen Lippen;
Es ist unsaglich,
Wie fleißig sein Nippen.

Ich seh' ihn gerne
In seinem Kleide
Mit goldnem Sterne
Auf roter Seide.
Sein Bäuchlein rundlich,
Saft wie sein Säßchen,
Sein Antlitz gesundlich
Wie der Wein im Gläschen.

Mit leisem Wanken
Geht er am Stabe
In tiefen Gedanken
Zu seinem Grabe.
November, du grober,
Tölpischer Bauer,
Mach ja dem Oktober
Das Sterben nicht sauer!

Die große Hemmung.

Novelle von Rudolf Trabol.

11

In Genf fand Madame Balandrau in einer Schweizerfamilie, die mit Colettes Eltern eng befreundet war, die beste Aufnahme. Durch die Vermittlung dieser Leute schrieb sie an einen deutschen Stabsarzt in Freiburg, um Auskunft über Renés Aufenthaltsort zu erlangen. Um keine Zeit zu verlieren, fuhr sie bis Bern, wo sie auf der deutschen Gesandtschaft um die Erlaubnis nachsuchte, nach Deutschland reisen zu dürfen, sobald sie vernehmen sollte, in welchem Spital ihr verwundeter und gefangener Gatte gepflegt wurde. Sie erhielt den Paß ohne Schwierigkeiten; die andere ersehnte Auskunft kam erst nach bald zwei Wochen, lautete unbestimmt, aber nach dem Dafürhalten des Arztes mußte der verwundete Hauptmann in Konstanz im Militärspital liegen. Silda nahm kurz entschlossen den Morgenschnellzug und fuhr zur Grenzstadt am Bodensee.

Als sie im Zuge saß, der so sanft dahinrollte, da kam es ihr vor, nun sei alles gut, René befinde sich sicher in Konstanz; er war nun gerettet, konnte nicht mehr zur Front zurück, und das war ihr eine Beruhigung. Weiter zu denken, zu grübeln, zu erwägen, vermochte sie nicht mehr, ihr Gehirn war so müde von den vielen Kämpfen, daß es nur noch der besten Hoffnung Raum geben konnte. Sie lehnte sich zurück, schloß die Augen und hätte schlafen mögen, konnte es aber nicht, denn der Geist war noch zu sehr aufgereg. Das sanfte Wiegen und Rollen kam ihr wie eine Musik vor, wie ein Gesang, der nur vom Frieden tönte. Alle

Trübsal schien weggewischt. Sie gab sich dieser Täuschung dankbar hin. Der Nebel, der draußen die Landschaft bedeckte, schien auch ihren Geist in gütige Schleier zu hüllen. In diesem angenehmen Dämmer fuhr sie bis Lausanne dahin, aber da verließen die meisten Mitreisenden den Zug und andere stiegen ein. Zwei Herren nahmen ihr gegenüber Platz und begannen ein eifriges Gespräch. Sie verhandelten die Gründe über den Petroleummangel in der Schweiz, kamen auf die bedenklichen Folgen des Krieges für die Uhrenindustrie zu reden, kritisierten die Militärverwaltung in der Eidgenossenschaft und waren auf den General nicht gut zu sprechen. Das war ihr nichts Neues, denn auch ihre Bekannten in Genf zeigten für den Oberbefehlshaber in der Schweiz keine Sympathie, da sie sagten, er sei ein Preußenfreund und kein populärer Schweizer. Die beiden Nachbarn fürchteten sogar Schlimmeres, aber bald unterhielten sie sich nur noch über das Elend, das in Belgien herrsche, denn der eine der Herren schien eben aus Brüssel zurückgekehrt zu sein, wo er vor dem Kriege ansässig gewesen. Was er von seinen Erlebnissen zu schildern wußte, blies wie ein rauher Wind in Sildas Ruhe. Sie spürte es, wie die Schamröte in ihre Wangen stieg, denn sie schämte sich in diesem Augenblicke ihres deutschen Blutes. Der alte Herr sprach so einfach, daß sie an keinem seiner Worte zweifelte. Die Willkür der deutschen Offiziere, die sich in Belgien in ihrer ganzen Rücksichtslosigkeit zu offenbaren